

# Die Kette der Welt

Nr. 19

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

## Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Schluß)

Frau Wendel fühlte sich verpflichtet, auch ihrerseits Herrn Greifeneder zu trösten. „Wissen S', mein lieber Herr Greifeneder,"

sagte sie wohlwollend seitdem sie sah, wie sehr Greifeneder sich um ihre Tochter bemühte, war die schüchterne, gedrückte Frau plötzlich selbstbewußt, sogar ein wenig annehmend geworden — „wissen S', das is nämlich net nur so, wie S' vielleicht glauben tun, mein lieber Herr von Greifeneder. Die Meßi is ja noch jung, und eh wir i hergeben, müssen wir uns das noch sehr gut überlegen —“

„Wie S' halt glauben, Frau Wendel," sagte Greifeneder, ein wenig gereizt, wenn er sich auch Mühe gab, seine Enttäuschung durch gleichgültiges Wesen zu verdecken, „wie S' glauben. Mein Gott, wenn's Ihnen net paßt und 's Fräul'n Meßi net mag —“

Aber was fällt denn Ihnen ein, Herr von Greifeneder?" rief Frau Wendel erschrocken. „Sie werden doch net am End glauben? ... War keine Idee! Im Gegenteil! Aber 's Madel muß doch erst wissen —“

Greifeneder trommelte mit den Fingern auf den Tisch. Er fühlte sich unbehaglich. Eigentlich war es eine sehr ungemütliche Situation für

ihn, dachte er. So in dem schwarzen Anzug, feierlich, und mit einem Storb — denn ein Storb war es immerhin, wenn auch noch kein end-

gültiger. Alle drei schwiegen fest. So er hob er sich denn nach einer Weile, machte eine förmliche Verbeugung gegen Meßi und sagte, daß

er in einiger Zeit so frei sein werde, sich wieder zu erkundigen, wie sie sich entschlossen habe. Er trank ein wenig gekränkt. Er hüftelte leise. Dann verließ er das Zimmer, mit dem festen Vorsatz, es nie wieder zu betreten.

Frau Wendel senzte. Spitzig bemerkte sie, es sei nicht gerade nötig gewesen, Herrn Greifeneder so vor den Kopf zu stoßen. Was denn Meßi eigentlich wollte? Jetzt habe sie ihn beleidigt, und wenn er nicht wiederkomme —

„Sie dürfen aber schon gar nit reden, Mutter," sagte Meßi unwirsch, „was haben S' Ihnen denn so g'spreizt, wenn S' gern möchten? Wenn er nimmer kommt, is 's Ihre Schuld und net meine. Mich müssen S' in Ruhe lassen, Mutter!“

Sie solltedas Maul halten, rief Frau Wendel, unterrot vor Zorn. Sie sei ein fecker Frab, ein unverschämter, und dumm sei sie oben drein. Das lasse sie sich nicht sagen, schrie Meßi, sie sei im Recht und habe mit Herrn Greifeneder ganz vernünftig gesprochen. Die Mutter hätte sich nicht hineinnischen sollen. —



Küssen is ka Sünd. Nach einem Pastell von Hans Larwin.



„Jetzt bist aber ruhig!“ donnerte ihr Frau Wendel zu, „sonst kommst noch was erwischen!“  
Nesi erhob sich maulend und schleppte die Nähmaschine in die Küche.

Den ganzen Abend blieb sie hier allein, mit den trüben Gedanken beschäftigt, die ihr durch den Kopf gingen.

Sie wollte sich das Leben nehmen. . . . Dann war alles vorbei. . . . Sie war ja so unglücklich. . . . Gleich darauf fuhr es ihr flüchtig durch den Sinn, wie es denn wäre, wenn sie eines schönen Tages wegginge — niemand wüßte wohin — und in Berlin den Vinder aussuchte. Der würde ihr gewiß gern helfen. . .

Die Mutter kam herein und stellte das Nachtmahl auf die Nähmaschine, mit verbissenem, mürrischem Schweigen. Wortlos ging sie wieder hinaus und schlug die Türe hinter sich zu. Trotz ihres Lebensüberdrusses machte sich Nesi sofort über das Essen. Sie ließ sich's ausgezeichnet schmecken und kam allmählich auf verständlichere Gedanken.

Es hatte sich gar nicht abgekühlt. Auf dem Hof lagerte noch die dunstige Schwüle des Tages, wie heißer Dampf strömte es durchs Fenster. Nesi rang nach Atem. Es war zum Ersticken. Sie wußte nicht, war es die Luft, die in der Luft lag, oder die innere Unruhe, die ihr Blut so in Wallung brachte. . . .

Sonderbar, so oft sie an Greifeneder dachte, flammte die Leidenschaft in ihr auf, die Sehnsucht nach dem warmen Leben, und die kraftstrobende Gestalt des jungen Mannes stand lebend vor ihr und schürte den Brand ihrer Sinne.

Sie schloß die Augen und lehnte sich im Sessel zurück. Allmählich ging ihr Atem ruhiger, das laute Pochen des Herzens hörte auf. Der Kopf schmerzte sie, und eine träge Mattigkeit legte sich über ihren Körper. Ein mildes Lächeln schlich um ihre Lippen. . . .

Er gefiel ihr doch ganz gut, dachte sie. Süßlich und lustig war er auch. Es war ein Unrecht gewesen, ihn so ohne weiteres abzuweisen. Es war ja so gut wie eine Absage gewesen. Sie fürchtete jetzt, er würde nicht wiederkommen. . . . Das war sehr leicht möglich. . . . Er tat ihr so leid. . . . Warum hatte sie ihn denn so schwer gekränkt? . . . Bei ruhiger Ueberlegung mußte sie ja einsehen, daß sie nicht recht gehandelt hatte. . . .

Im Hof war es finster. Nur in Frau Wondrascheks Küche glomm ein winziges Fünkchen, das Nachtlicht, das Fanni immer anzündete, wenn die Mutter auswärts wusch und spät nachts nach Hause kam. Fanni war also auch schon schlafen gegangen. Schade, dachte Nesi, heute war der Schauspieler im Theater, da hätte sie Gelegenheit gehabt, vor Fanni ihr Herz zu erleichtern.

Da sah sie das junge Mädchen in den Hof herauskommen. Sie wollte die Türe schließen. Nun setzte sie sich aber auf die Bank und holte tief Atem. Leise öffnete Nesi die Küchentüre, damit sie der Vater, der schwer betrunken nach Hause gekommen war und jetzt im Zimmer herumtobte, nicht hörte, und ging in den Hof hinaus.

Erschreckt fuhr Fanni zusammen, als sie Nesi plötzlich vor sich stehen sah. Trotz der schwachen Beleuchtung konnte Nesi erkennen, wie weltverloren und verträumt das junge Mädchen aussah. Sie kamen ins Gespräch, und Nesi erzählte von den bangen Zweifeln, die sie quälten. Was Fanni in ihrer Lage täte, fragte sie endlich und sah der anderen forschend ins Gesicht.

„Haben S' ihn gern?“ hauchte Fanni. Ein weicher, zärtlicher Schmelz war in ihrer Stimme.

„O ja, er g'fällt mir soweit ganz gut.“

„Ganz gut? . . .“ Klang es verwundert zurück. „Sagen S' mir, Nesi, spüren S' es,

wenn S' ihn von weitem sehen oder wenn S' nur glauben, daß er kommt, spüren S' da, wie 's Ihnen einen Riß gibt, daß S' ihm um den Hals fliegen möchten und mit ihm gehen, auf und davon, wo immer er hingehet? Is 's Ihnen so — so, daß S' alles stehen lassen möchten, die Mutter und alles und nur dort sein, wo er is? Haben S' das von der ersten Minuten an g'spürt, wo S' ihn g'sehen haben?“

Sie hatte diese Worte flüsternd gesprochen, in hastiger Ueberstürzung, mit einer seltsamen, innigen Wärme, die ihr das Blut in die Wangen trieb. Die andere starrte sie an, als wenn sie zum ersten Male von einem Wunder gehört hätte, das ihr ganz unglauwürdig vorkam.

„Davon weiß ich nix,“ sagte Nesi kopfschüttelnd.

„Dann — dann —“

„Dann — was meinen S', Fanni?“

Fanni zuckte die Achseln.

Nesi senkte erleichtert auf. Wie von einer Last befreit ging sie zur Ruhe. Nun stand es endgiltig fest. Sie nickte ihm „nein“ sagen, wenn er noch einmal fragte. Vielleicht kam es gar nicht dazu, und es blieb ihr der Dampf mit der Mutter erspart. . . .

In den nächsten Tagen litt es sie nicht in der Wohnung. Eine eisige Ungemütlichkeit wehte durchs Haus. Greifeneder kam nicht, und Frau Wendel zitterte nun davor, daß sie den Bogen zu straff gespannt hatte. Das Schuldbewußtsein, das auf ihr lastete, entlud sich gegen Nesi. Sie war unverträglich und gänzlich und suchte überall einen Anlaß, die Tochter mit Vorwürfen zu quälen.

So oft sie konnte, ging daher Nesi fort, unter dem Vorwand, die Lieferung ins Geschäft tragen zu müssen oder eine neue Bestellung zu holen. Dann suchte sie irgend einen Park auf. Dort saß sie stundenlang, starrte auf den blauen Himmel oder in die Baumkronen und dachte an ihre Zukunft. Ihre Gedanken waren trüb und hoffnungslos. Das vorher so lebenslustige Mädchen sah jetzt blaß und traurig aus, das Gesicht war abgemagert wie nach einer schweren körperlichen Krankheit, die Augen glanzlos, das Feuer in ihnen erloschen.

Trotzdem fühlte sie sich glücklich, wenn sie fern vom Hause auf so einer Bank saß. Dort hatte sie Ruhe vor allem, dem sie entfliehen wollte. Wenn sie nach Hause kam, dann ging es wieder los. Dann drängte die Mutter, sie solle jetzt doch Greifeneder schreiben, daß sie sich endlich überlegt habe. Der Mann lasse sich ja nicht mehr sehen. . . .

Eines Tages kam sie später als sonst zurück. Sie hatte sich im Stadtpark auf einer Bank am Teich verträumt, hatte den Schwänen zugehört, wie sie lautlos durchs Wasser glitten, mit einer unerschütterlichen, großen Ruhe, hin und her durch die kühle Flut, unbekümmert um alles, was um sie vorgehen mochte. Ach, wer es auch so könnte, hatte sie gedacht, so gleichgültig und auch so — so kalt, so ohne diese Glut da drinnen, die da kochte und sprudelte und siedend heiß durch den Körper floß. Blödsinn hatte sie an Vinder gedacht, und ihre Gedanken waren hinausgeeilt und hatten sich mit anderen verflochten, und die hatten wieder andere hervorgezaubert. und wie ein lieblicher Traum war's gewesen, sie waren zu zwei Schwänen geworden, die hart nebeneinander ein reizendes Wasser durchschnitten, ruhig und sicher, und einem fernen, friedlichen Eiland zusteuerten. . .

Als sie plötzlich aufblickte, hatte die Ufer sieben geschlagen, und auf dem Teich vor ihr schwamm ein Schwänenpaar mit majestätischer Gelassenheit dem Häuschen zu, das sich auf der kleinen Insel erhob. . . .

Sie stieg in die Stadtbahn, um rasch nach Hause zu kommen. Die Mutter würde gewiß

schimpfen. Die vielen Geschäftsgänge waren ihr ohnehin schon auffällig. . . . Als sie ankam — sie war das Stück von der Station gelaufen, um recht erhitzt und von Eile getrieben auszusehen — saß Greifeneder im Zimmer.

Er warf bei ihrem Eintritt einen prüfenden Blick auf sie und bemühte sich, die Frauen und gleichgültigen Dingen zu unterhalten. Manchmal blieb er stecken und sah verlegen um sich. Dann holte er mühsam einen anderen Gesprächsstoff hervor. Die Mutter, die hinter ihm am Fenster saß, machte ihrer Tochter immerfort ermunternde Zeichen mit den Händen, zwinkerte ihr lebhaft mit den Augen zu, spitzte den Mund und deutete mit dem Kopf auf Greifeneder. Als sie aber sah, daß alles nichts half, gab sie endlich laut aufseufzend ihre Bemühungen auf und versuchte die Sache selbst in die Hand zu nehmen.

Sie ging diplomatisch zu Werke. Recht zart und unmerklich wollte sie's einfädeln und zeigte Greifeneder den Blumenstrauß, den er neulich gebracht hatte. Sehr falsch habe er in dem schwarzen Anzug ausgesehen, der Herr von Greifeneder, sagte sie und warf ihrer Tochter einen strengen Blick zu, der durch eine nicht mißzuerstehende, unwillige Kopfbewegung an Deutlichkeit verstärkt wurde. Ihre schlecht verhehlte Entrüstung stieg, als sie sah, daß dieses verstoßte Mädel gar keine Anstalten machte, den wohlgemeinten Rat der Mutter zu befolgen. Da machte sie rasch und kurz entschlossen reinen Tisch.

„No,“ sagte sie zuversichtlich, „bis S' nächstes Mal wiederkommen, Herr von Greifeneder, in a zwei, drei Täg, wird's schon so weit sein, werden S' sehen, 's wird noch alles gut werden. Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“ fügte sie mit hochdeutscher Aussprache, stolz auf ihre Sprichwörterkenntnis, hinzu.

Nesi sprach nichts, ihre Lippen bebten. Mit gesenktem Blick und geröteten Wangen sah sie da und schien von schämiger Verlegenheit ergriffen. Greifeneder wollte sie schonen und empfahl sich mit der teilnahmevollen Versicherung, daß er in Fräulein Nesi gar nicht drinne, sie solle sich nur Zeit lassen.

Raum war er draußen, da brach in Nesi die mühsam verhaltene Erregung hervor. Wie sie nur so etwas hätte sagen können, rief sie der Mutter mit zornesticker Stimme zu. „Woher wissen S' denn das, Mutter? . . . Net wahr is 's! Gar net wahr. Ich mag ihn net und ich nehm ihn net!“

Die Wangen flammten, aus den Augen schossen Blitze. Sie atmete mühsam und lief mit aufgeregten Schritten im Zimmer umher. Sie und da warf sie den Kopf auf und sah mit einem herausfordernden, finsternen Blick um sich.

Die Mutter war sprachlos. Ihr einfältiges, gutmütiges Gesicht bekam einen starren, versteinerten Ausdruck.

„Wa — wa — waas? Waas hast g'sagt?“

In Nesi kochte die Wut. Mit raschem Schritt, in Angriffsstellung, trat sie vor die Mutter. „Daß ich ihn net nehm, hab ich g'sagt!“ schrie sie mit lauter Stimme der alten Frau zu. „So, jetzt wissen S' es!“

Sie atmete tief auf und zog ihr Taschentuch hervor, um die Stirne zu trocknen und das brennende Gesicht zu kühlen. Dann machte sie kehrt und ging zur Küchentüre.

Jetzt löste sich der starre Schreck der Mutter. „Du magst ihn net, du — du — du blödsinnig Ding, du?“ kam es in wütendem Ton heraus. „ja, was glaubst denn eigentlich, ha? Auf was willst denn warten, du dumme Urschel, du? . . . Red! . . . Wo sich a andere alle zehn Finger abschlecken tät, tußt du dich klabbern? . . . Glaubst denn am End, wir werden dich aufg'sittren, was? . . . Schau, daß d' 'nauskommt! Geh, verdien dir dein Brot selber, du gemeines Ding, du!“



„Das tu ich auch! Brauchen S' kein Angst haben. Ich — ich weiß schon, was ich mach. Auf der Stell geh ich.“

„Da bleibst! Du, ganz aus der Art bist, ganz wie dein Vater, kein Herz hast net und kein G'fühl net und kein gar nix! So zieht man Kinder auf und plagt sich und schind't sich, und dann, wenn S' groß sind, hat man nix wie Undank. Meine müden Glieder könnt ich mir jetzt ausruhen.“ wehklagte sie mit tränen-erstickter Stimme, „und keine Sorgen net haben und — hast du denn gar kein G'fühl net für deine Eltern? Was sollen denn wir machen auf unsere alten Täg, du, du —! Betteln könnt mer jetzt gehen, zugrund g'richt hat dein Vater, der W'suff, 's G'schäft — und jetzt, wo wir uns so schön helfen könnten, so anständig, da willst du net? . . .“

In diesem Augenblick torkelte der Vater ins Zimmer. Er war schwer betrunken, die Augen funkelten unheimlich, mit dem Stock suchte er wild in der Luft herum. „Ich bin ein guter Christ,“ lachte er mit schwerer Zunge, „die freie Liebe — wir werden's euch schon zeigen, ihr Hunde — die freie Liebe — is — is — die Schweinerei — in — in — Per — na — menz — die Schweinerei —“

„Kommst endlich z' Haus, du W'suff, du elendiger!“ begrüßte ihn wutsprühend die Frau mit keifender Stimme. „Schau dich lieber um dein G'schäft um, du Saderlump!“

Er erhob ernst den Finger. „Die Ehe ist die Gesittung und Moral,“ lachte er automatisch, „ich — bin ein christlicher G'schäftsmann — die Ehen werden im Himmel g'schlossen — verstanden — Bucht und Sitte — heilig — die — die — Grundfesten — des Staates — Alte — die Grundfesten des Staates — verstehtst? — Nicht rütteln! — Hast a Bier, Alte? Obs d' a Bier hast, Alte?“ gurgelte er mit heiferer Stimme und wankte in den Laden.

„Wirst 's gehen lassen! Hast noch net a'ung, du Schwein, du? — Mir kriegst mehr! — Da, geh!“

Sie war rasch aufgesprungen und vertrat ihm den Weg. Die kleine, schwächliche Frau stand wutschnaubend vor dem großen, ungeschlachten Menschen, der sie mit gläsernem Blick anstarrte. Mit ausgestrecktem Arm wies sie ihm den Weg zum Bette.

Die Verweigerung des Bieres schien aber seine betäubten Geisteskräfte zu wecken. Mit einem Male kam Leben und Energie in diesen stumpfen Fleischkoloz. „Alte, gibst a Bier her?“ zischte er zwischen den Zähnen hervor und erhob drohend die Hand gegen die Frau. Im nächsten Augenblick hatte seine Faust sich in ihre Nackt-gekrampft, und nun zerrte er die gellend um Hilfe rufende im Zimmer herum. Dann ließ er sie plötzlich los und wollte wiederum in den Laden gehen, stolperte aber an der Stubenschwelle und fiel der ganzen Länge nach auf den Boden.

Mit einem lauten Aufschrei eilten ihm Mesi und die Mutter zu Hilfe. Doch er, in der Meinung, sie wollten ihn am Aufstehen hindern, um ihm das gewünschte Bier zu verweigern, schlug wütend um sich, fuhr ihnen in die Haare und stieß derbe Schimpfsworte aus. Endlich gelang es ihnen, ihn aufzurichten und zum Sofa zu führen. . . .

Die ganze Nacht lag Mesi wach, und unaufhörlich rannen die Tränen in die Wolster. Narklos gingen die Gedanken hin und her. . . . Die Eltern durfte sie nicht im Stich lassen. . . . Das war ihre Pflicht. . . . Wollte sie denn die Eltern dem Elend überliefern?

Nach was, die Eltern — es war deren eigene Schuld, schrie — in ihr auf. . . . Es kam ihr wieder zum Bewußtsein, daß sie aus diesem unerträglichen Dasein heraus müsse. Sie konnte diese häßlichen Streitzeuener nicht länger mit ansehen. Sie mußte fort. . . . Aber wohin?

Wiederum trat es ihr mahnend vor Augen, was sie tat, wenn sie die Eltern ihrem Elend überließ. . . . Warum sollte sie denn nicht den Eltern gehorchen? . . . Es war ja auch für sie am besten, dachte sie. Stumm auf die bequemste Weise aus diesem Jammer heraus.

Weich und verführerisch schmeichelte sich's ihr ins Herz. . . . Sie liebte ihn ja doch, sonst müßte sie nicht immer an ihn denken. Gewiß war das die Liebe, tröstete sie sich. . . .

Die Kanni hatte gewiß unrecht, ja gewiß, dachte sie zuversichtlich, und ein überlegenes Lächeln flog um ihre Lippen. . . . War ja so ein überspanntes, verrücktes Ding, diese Kanni. Was die Kanni sagte, das mußte noch nicht wahr sein. Gewiß, wußte es die Mutter besser, die mehr Erfahrung hatte. . . . Hundert andere würden zugreifen. . . . Er war ja so ein lieber Menich.

Gegen Morgen schloß sie endlich ein, und auf ihrem blassen Gesicht lag ein schmerzliches Lächeln. Als sie dem Vater das Frühstück brachte, fuhr er sie mit seiner donnernden Säuserstimme an. Sofort werde sie „ja“ sagen, bemerkte er herrisch, er halte auf Ordnung und Anstand in seinem Hause. Und nicht müden, schrie er ihr zu. Wenn man einen braven, reichen Mann nicht heiraten wolle, dann sei man ein gemeines Frauenzimmer. Und wenn sie ihm die Schande mache, werde er sie „ganz einfach“ totschlagen.

Sie solle das Maul halten, schrie er wild, als sie einen schwächsten Versuch machte, etwas zu sagen. Gemeinderat könnte er werden, wenn sie den Greifeneder heirate. Ob er sich vielleicht wegen ihrer dummen Kaprizen seine schönen politischen Ansichten ruinieren solle?

„Das gibt's net in ein anständigen, christlichen Haus, daß ein Kind net seine Eltern folgt, die ihm alleweil mit autem Beispiel voraugehen,“ rief er würdevoll und energisch.

Ganz kleinlaut bemerkte Mesi, daß sie sich's überlegt hätte und den Eltern folgen wolle. Der Vater nickte zufrieden und erhob sich triumphierend, die Mutter rief aus tiefstem Herzen ein freudiges „Gott sei Lob und Dank!“ Wendel lächelte stolz und blinzelte verächtlich mit den Augen. Na also, sagte er pagig zu seiner Frau, in zwei Minuten habe er dem nichtsmüßigen Mädel den Kopf zurechtgeseht. Verstehen müsse man's eben.

Nun herrschte großer Jubel im Wendelschen Hause. Die Mutter umarmte Mesi und küßte sie voll Freude ab, streichelte ihr gerührt die Wangen und sagte, sie sei ihr liebes Kind, während der Vater würdevoll herumging und von der heiligen Pflicht der Eltern sprach, die Kinder in Gottesfurcht zu erziehen. Mesi weinte heiße Tränen und war wie betäubt.

Frau Wendel war vorsichtig. Sie setzte sich sofort an den Tisch und schrieb mit vieler Mühe einen Brief an Greifeneder. Schmunzelnd trug sie das kostbare Schreiben selbst zur Post.

Noch am selben Abend kam Greifeneder, wieder schwarz gekleidet, freudestrahlend und glücklich, auch diesmal mit einem großen Blumenstrauß in der weißbehandschulten Rechten. Stotternd brachte er seine Bewerbung vor. Mesi erröte und stammelte verlegen einige Worte, die Eltern nickten gnädig. Der Vater fragte, wann die Hochzeit sein solle. Ihm wäre es am liebsten, noch vor den Gemeinderatswahlen, bei denen er viel zu tun habe.

Nun beugte sich Greifeneder und drückte einen zärtlichen Kuß auf Mesis Mund. Ihre kalten Lippen blieben anfangs regungslos und erwiderten den Kuß nicht, doch allmählich küßte sie die heiße Blut des anderen auch in ihren Körper hinüberrieseln, und sie preßte ihre Lippen voll plötzlich erwachter Sinnlichkeit auf seinen Mund. Es durchquakte ihn wonnig. Fingergerissen legte er den Arm um ihren Hals und zog sie innig an sich.

Er war ganz glücklich. (Zerforschung folgt.)

## Der Aal.

Von Fritz Skowronnek.

**Z**u den wertvollsten Speisefischen der deutschen Küche gehört unstrittig der Aal. Er hat außer dem starken Rückgrat keine Gräten, die bei allen anderen Fischen den Genuß beeinträchtigen. Sein Fleisch ist nahrhaft und fett und ermöglicht der Hausfrau, ohne kostbare Zutaten eine ganze Reihe schmackhafter Gerichte herzustellen.

Es ist eigentlich merkwürdig, daß über die Fortpflanzung des Aales, der doch zu Millionen in unseren Gewässern gefangen wird, bis auf den heutigen Tag falsche Anschauungen verbreitet sind. Noch heute spukt allen Ernstes in manchen Köpfen der Glaube, daß der Aal lebendige Jungzue zur Welt bringt. Das ist nicht der Fall. Immerhin muß man zugeben, daß die Erforschung der Art, wie sich der Aal fortpflanzt, ziemlich schwierig ist. Das Dunkel dürfte aber jetzt endgültig gelichtet sein. Unzweifelhaft steht fest, daß der Aal Milch und Roggen besitzt und ebenso entwickelt ist wie andere Fische. Die Entwicklung geht aber, wie wir jetzt wissen, in der Tiefe des Meeres vor sich, wo sie sich der Beobachtung fast völlig entzieht.

In unseren Binnengewässern mit süßem Wasser lebt nur der weibliche Aal. Er steigt in jedem Frühjahr durch die Ströme und Flüsse bis beinahe zu ihren Quellen hinauf und verteilt sich auf dem Wege dorthin in alle Gewässer, die er erreichen kann. Das ist manchmal sehr schwer, denn die kleinen Flüsse sind fast alle durch mehrere Mühlenwehre gesperrt, die den kleinen Fischlein das Uebersteigen erschweren oder ganz unmöglich machen. Im Unterlauf der Ströme erscheint die junge Brut in einer Länge von 3 bis 4 Zentimeter schon im Februar in einer solchen Menge, daß sie z. B. an der Mündung der Garonne und Loire schiffelweise mit dichtmaschigen Netzen gefangen und als Stücken gebacken wird. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat man in der Elbe den Aufstieg der Aale in Deutschland zum ersten Male beobachtet. In Italien, an den Lagunen des Po, kannte man die Erscheinung schon sehr lange, denn dort besteht seit Jahrhunderten eine rationelle Fischwirtschaft, die im Jahre bis zu 2 Millionen Kilogramm erwachsene Aale produziert.

Schon vorher war durch mikroskopische Untersuchung festgestellt, daß der weibliche Aal eine ganze Menge von Eiern entwickelt, die alle von gleicher Größe etwa 0,1 Millimeter groß sind. Daraus hat man den Schluß gezogen, daß der weibliche Aal zu den „Afra“ gehört, „die da sterben, wenn sie lieben“. Man wurde darin auch durch die Auffindung großer Mengen abgestorbener weiblicher Aale im Adriatischen Meere, die mehrfach beobachtet wurde, bestärkt. Neuerdings hat man jedoch nachweisen können, daß der weibliche Aal nach dem Laichen in der Tiefe des Meeres fortlebt und sich dem neuen Wohnort durch gewisse Veränderungen, wie z. B. Vergrößerung der Augen, anpaßt.

Der männliche Aal lebt nur im Meere und im Brackwasser der Gasse. Er erreicht nur eine Länge von 40 bis 45 Zentimeter und ist an dem metallischen Glanz seiner Unterseite leicht erkennbar. Die Vereinigung beider Geschlechter erfolgt im Meere an besonders tiefen Stellen. In den letzten Jahren hat man bei der mit Dampfmaschinen betriebenen Schleppfischerei Laichstätten des Aales in der Nähe von Island entdeckt. Auch im Mitteländischen Meere unweit der Meerenge von Messina vermutet man eine Laichstätte.

Nach Eintritt der Geschlechtsreife beibt sich der weibliche Aal mit der Strömung abwärts zum Meere. Auf dem Wege beginnt der Roggen zu wachsen, so daß das einzelne Korn



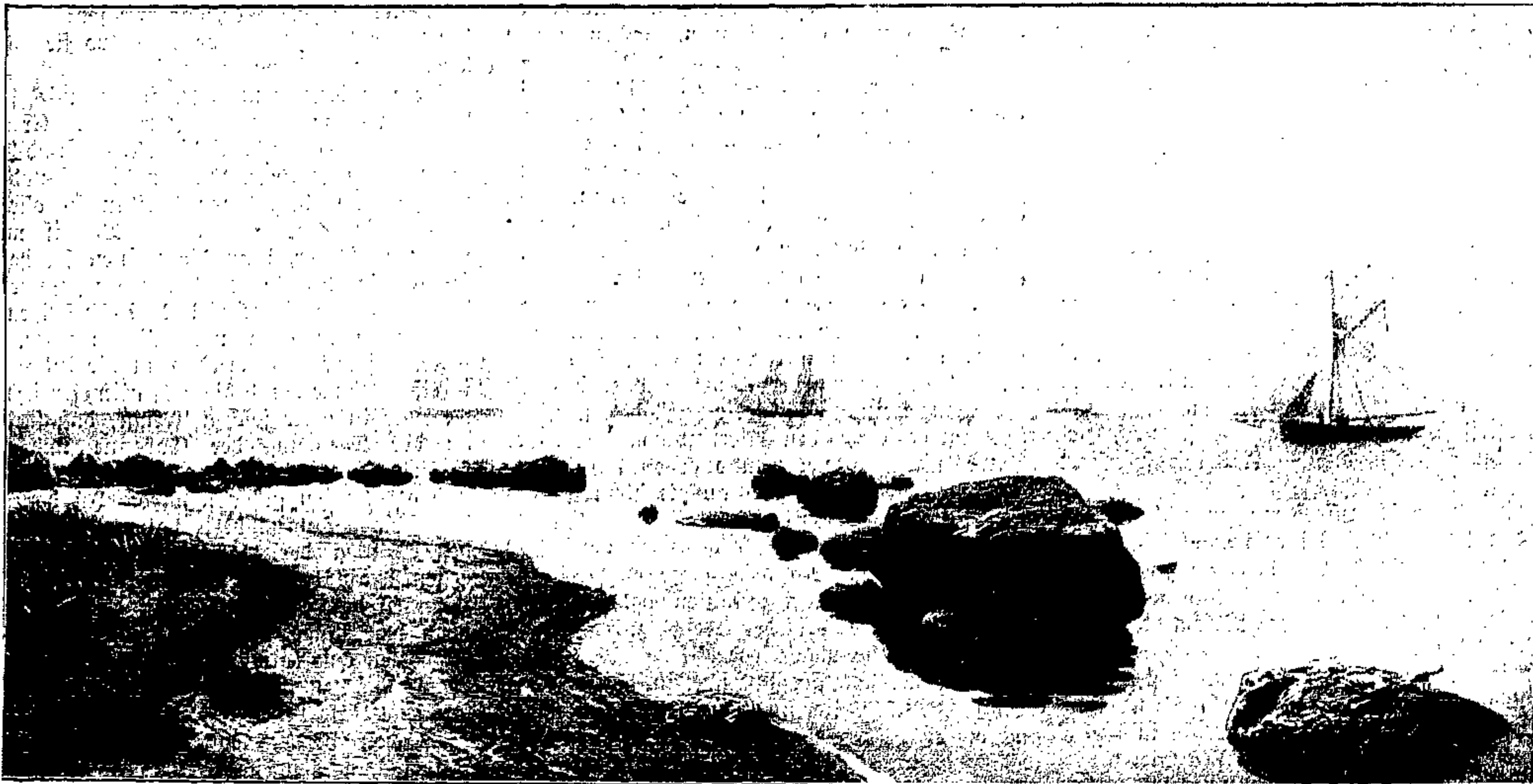
beim Eintritt in das Meer bereits eine Größe von 1 Millimeter und darüber erreicht. Der Zug geht zunächst an den Küsten entlang, so z. B. kann man an der Ostküste von Nittland in den Herbstmonaten den Zug der laichreifen Male regelmäßig beobachten. Sie werden dort durch eigenartige Fanggeräte in großen Mengen gefangen.

Es ist jetzt mit absoluter Sicherheit festgestellt, daß der Mal nicht als fertiges Wesen aus dem Ei schlüpft, sondern zunächst einen Larvenzustand durchzumachen hat. Diese Larve des Males war unter dem Namen Glasfischchen (*Leptocephalus brevirostris*) schon lange bekannt. In dem Strudel der Meerenge von Messina werden die Glasfischchen oft in großer Menge emporgetrieben, man fand sie auch in dem Magen des Sonnenfisches. Zwei italienischen Forschern in Neapel blieb es vorbehalten, die wirkliche Natur dieser kleinen 5 bis 7 Zentimeter langen durchsichtigen Wesen zu entdecken. Zuerst wurde in einem mit Meerwasser gefüllten Aquarium die Umwandlung eines *Leptocephalus* zum Conger, dem Meeraal, beobachtet.

einiger Aufmerksamkeit alljährlich den Aufstieg feststellen. In feuchtwarmen Nächten klettern die jungen Tiere mit unendlicher Mühe und Anstrengung an den von Algen besetzten Felsen empor, wo ein herabrieselndes Wasserläuferchen ihnen den Weg zum Oberwasser anzeigt. Geraten sie auf eine trockene Stelle, dann kleben Tausende an. Ueber ihre glatten schlüpfrigen Leiber schlängeln sich die nachfolgenden empor, bis sie einen Spalt im Wehr erreichen und ihren Weg im Oberwasser fortsetzen können.

Bei der großen volkswirtschaftlichen Bedeutung des Males müßte noch viel mehr dafür getan werden, den jungen Tieren den Aufstieg zu erleichtern. Das ist ohne große Mühe und Kosten durch Anlegung von Treppen und Leitern auszuführen. Es genügt, wenn man aus zwei Brettern, die schräg aneinander genagelt werden, eine Rinne herstellt und mit einem Wulst aus dünnen Nuten belegt. Das obere Ende wird mit einer Öffnung im Wehr in Verbindung gebracht, so daß ein geringer

flußabwärtsabhängend befestigt sind. Merkwürdigerweise kehrt der Mal, der am liebsten in finsternen, warmen Sommernächten wandert manchmal um, sobald er auf den Saß stößt. Dann fängt er sich in den Körben, die er, wie ich vermute, im Morgenrauen als Schutz gegen die heranbrechende Tageshelle, aufsucht. In breiten, nicht zu stark strömenden Flüssen, wie z. B. der Havel und ihren seeartigen Ausbuchtungen, kann man natürlich nicht die ganze Breite bestellen. Man hilft sich dadurch, daß man feste Wände aus Reißig ins Wasser stellt und einige Öffnungen darin mit Reusen schließt, die sehr sorgfältig aus Holzstäben angefertigt sind und zwei bis drei Einknicke enthalten. Um den Mal auf diese Körbe hinzuleiten, werden die Wände in einem flachen Winkel zum Fanggerät gestellt. Sehr oft fängt sich der Mal auch in den Garnsäcken, die von den Fischern im Sommer auf Schleie gestellt werden. In den Hassen wendet man ganze Systeme von Garnsäcken an, unter Zuhilfenahme einer einfachen langen Korbwand, die den wandernden Fisch zu dem Fanggerät hinleitet.



Blick auf den Sund. Nach dem Gemälde von Hans Gude.

Mit großer Mühe gelang es dann auch, die Umwandlung zu unserem gewöhnlichen Male (*Anguilla*) festzustellen.

Somit gestaltet sich die Fortpflanzungsgeschichte des Males etwa folgendermaßen: Männchen und Weibchen vereinigen sich im Frühjahr oder Sommer des zweiten Jahres, nachdem die weiblichen Male das Süßwasser verlassen haben, in der Tiefe des Meeres, um zu laichen. Nach einigen Wochen schlüpfen die Larven aus dem Ei und verbringen einige Zeit daselbst, bis die Umwandlung in die richtige Form erfolgt. Dabei findet eine Verkürzung des Körpers um 1 bis 2 Zentimeter statt, ein Vorgang, der auch bei anderen Tieren, z. B. den Fröschen, beobachtet wird. Die ausgebildete junge Brut tritt, wie schon erzählt, in den ersten Monaten des nächsten Jahres in den Unterlauf der Flüsse ein. Festgestellt ist noch nicht, ob das Geschlecht in diesen jungen Tieren schon vorgebildet ist oder erst durch den Einfluß ihrer Lebensbedingungen nach der einen oder anderen Seite entwickelt wird.

Ihre Endstation, die großen Binnenseen, erreichen die jungen Male etwa Ende Juni oder Anfang Juli. Die Mühlenbesitzer könnten bei

Wasserstrahl die Rinne herabrieselt. Er genügt, um den Tieren den Weg zu weisen. Viele tausende junge Male können auf diese Weise in den Oberlauf unserer Gewässer, in denen sie noch reichlich Nahrung finden, auf die einfachste Art befördert werden.

Der Fang der Male im Süßwasser geschieht auf mannigfaltige Weise. Die bequemste Form ist natürlich der Malkasten, der an dem Freilaufe der Wassermühle angebracht ist. Auf ihrem Wege stromabwärts schlüpfen die Male in den Fangkästen hinein, aus dem sie nicht mehr entweichen können.

Auf demselben Prinzip beruht die Anwendung der Säcke und Reusen, die in den Flüssen gestellt werden. In den Wasserläufen, die das überschüssige Wasser großer Binnenseen abführen, verstellt man die ganze Breite mit einem Flügel sack aus starkem Bindfaden, der am Grunde des Gewässers mit dicht gestellten eisernen Klammern befestigt werden muß, weil die gewandten Tiere sich sonst unter dem Netz durchwühlen. Einige Meter vor dem Saß wird quer über den Fluß ein Seil gespannt, an dem dicht nebeneinander aus Nuten geflochtene Weidenkörbe mit dem trichterförmigen Ende

Eine sehr beliebte und mitunter ertragreiche Art des Fanges ist die mit der sogenannten Malchnur. Sie besteht aus einer 200 bis 300 Meter langen dünnen Leine, an der in Zwischenräumen von 1½ bis 2 Metern kurze Schnüre befestigt sind, an deren anderem Ende der Haken sitzt. Befördert werden diese Haken mit kleinen Weißfischen, die zu diesem Zweck eigens gefangen werden. Ihr Lebenszweck, als Fischfutter zu dienen, wird durch die Verwendung als Köder zweifellos erreicht. Im Meer ist es der kleine Sandaal oder Tobiasfisch, ein bis zu 30 Zentimeter langer walzenförmiger Fisch, der je nach der Größe ganz oder zerhackt auf den Haken gesteckt wird. Die Vorbereitung für diese Fangart erfordert viel Zeit und Mühe, denn der einzelne Fischer wickelt an jedem Abend Schnüre aus, die zusammengeknüpft einige Kilometer Länge erreichen.

Bald nach dem Einholen beginnt an Land die Arbeit des Besteckens, bei der sich Frau und Kinder beteiligen. Kurz nach Mittag fährt der Fischer auf die See hinaus, um die Schnüre auszuwerfen. In der Ostsee findet sich an sehr vielen Stellen, etwa 2 bis 3 Kilometer von der Küste entfernt, ein nicht zu breiter Streifen mit



weichem, moorigem Grunde, an dem sich die Male mit Vorliebe aufzuhalten pflegen. Dort werden die Schilre in Windungen ausgeworfen. Fröhlich am Morgen hebt man sie, ohne sie jedoch einzuholen. Von kräftigen Armen gerudert, folgt das Boot dem Laufe der Schilre. Der eine Fischer reißt die gefangenen Fische vom Haken, zwei andere ergänzen sofort den Vorrat. Mitunter ist der Fang sehr ergiebig, denn außer den Malen gehen auch alle Plattfische, Flunder, Scholle und Witt, an den Haken.

## Städteverfassung.

Von Wilhelm Schröder.

(Fortsetzung)

Der untergeordneten Handlangerstellung, in welche der Staat die Repräsentanten der Gemeinde herabgedrückt hatte, entsprach die Behandlung, die ihnen die Vertreter der öffentlichen Gewalt angedeihen ließen. Der Königsberger Stadtrat Frey, der Verfasser der preussischen Städteordnung von 1808, bezeugte, daß

auf das Militär, auf die Hoflieferanten und Hofhandwerker, und ferner auf die fremden Kolonisten, die der Staat ins Land zog. Von den 111 000 Einwohnern, die Berlin im Jahre 1783 zählte, entfielen auf die Garnison mit Frauen und Kindern 33 000, auf die Beamten und deren Familien 14 000, wozu noch etwa 10 000 Lakaien und andere Bediente des Hofes kamen. Sie alle unterstanden direkt der Gewalt des Hofes und hatten keine Bürgerpflichten zu erfüllen; auch in rechtlicher Hinsicht waren



Gustav Jahn: Auf den Bergen.

Unsere Fischwirtschaft, die ja noch in dem Anfange einer rationellen Entwicklung steht, könnte für die Aufzucht des Males viel mehr als bisher tun.

Jedes beliebige Wasserbecken, selbst Dorf-löcher und Dorfteiche bieten dem wertvollen Speisefisch genug Nahrung. Es wäre schon viel gewonnen, wenn alle Mühlen mit Fischleitern ausgerüstet werden, dann würde sich selbst bei vorsichtiger Schägung der Ertrag unserer Gewässer an Malfleisch um ein Erhebliches erhöhen.

kein rechtlicher und tüchtiger Bürger sich mehr dazu verstehen wollte, den Posten eines Bürgermeisters oder Rats Herrn in einer kleiner Stadt anzunehmen, weil der Garnisonchef sich herausnehmen dürfe, ihn in ein untergeordnetes Verhältnis zu stellen, ihm grobe Vorwürfe zu machen, sogar wohl zuweisen ihn zu mißhandeln.

Die geflüchtete Herabsetzung der Gemeindeförperschaften kam auch darin zum Ausdruck, daß beträchtliche Schichten der städtischen Einwohnerschaft von der Zuständigkeit des Magistrats eximiert wurden. Diese Ausnahmen bezogen sich auf alle Hof- und Staatsbeamten,

sie nicht dem Stadtgericht untergeordnet, sondern entweder dem Kammergericht oder, soweit wiederum Ungeordnete in Betracht kamen, einer besonderen Behörde des Hofes, der Hausvogtei. Die Kolonisten aber, die ebenfalls von städtischen Steuerleistungen entbunden waren, hatten wieder besondere Behörden über sich. Diese Befreiung von städtischen Lasten war oft auch dinglicher Natur; die an den Hofadel, an Staatsbeamte, Günstlinge und fremde Ansiedler verliehenen „Freihäuser“, die nicht mit Steuern belegt wurden, machten schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Berlin etwa 10 Prozent



aller Häuser aus. Wie gemeinschädlich aber derartige Privilegien waren, kann man ermessen im Hinblick darauf, daß nicht die Bedürftigsten, sondern gerade die bemittelten Schichten der Bevölkerung vom König begünstigt wurden.

Die einzelnen Zünfte waren zwar der Aufsicht des städtischen Magistrats unterstellt, doch vergaß der absolute Staat auch hier nicht, bei allen Gelegenheiten nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß der Gemeingeist ertötet werden müsse und jegliche Verletzung korporativen Sinnes ein Verbrechen sei. An den Handwerksgehilfen beklagte der neumärkische Kammerdirektor Hille, der gewerbepolitische Vertrauensmann Friedrich Wilhelm I. und Lehrer des in Küstrin gefangenen Kronprinzen, daß ihr point d'honneur, ihre Furcht, anderswo von ihren Genossen geschimpft zu werden, größer sei als jede Wirkung obrigkeitlicher Strafe. „Diese Leute bilden sich ein, als wenn sie ein besonderes Corpus oder Statum in re publica formierten, da sie doch vor weiter nichts als vor Arbeitsgehilfen vor Lohn zu konsiderieren sind.“ Wie wenig übrigens das preußische Beamtentum der Entwicklung fähig ist, ergibt sich daraus, daß die Floskel vom polizeiwidrigen Staat im Staate auch neuerdings noch oft wiederkehrte, wenn es galt, mit den Fuhängeln des Vereinsgesetzes durch strafgerichtliches Urteil einem Arbeiterverein den Garaus zu machen.

Es versteht sich, daß die friederizianische Herrlichkeit, die auf ostentativer Bevorzugung des militärischen Geistes und auf Niederhaltung jedes Gemeinschaftsgefühls im Bürgertum basierte, bei dem ersten Sturm, der durch das Land brauste, kläglich zusammenbrechen mußte. Eine besondere Ironie des Schicksals war es, daß wenige Jahre vor 1806 der preußische Staat es für angebracht gehalten hatte, sein Stranquillierungsprinzip im allgemeinen Landrecht zu kodifizieren, in welchem mit advokatorischer Schärfe bestimmt war, daß die städtische Gemeinde nichts sei als eine Staatsanstalt, welcher der Staat zur besseren Erreichung des Staatszweckes die Eigenschaft einer privilegierten Korporation beigelegt hat. Es werden daher alle Rechte und Befugnisse der Städte im Allgemeinen Landrecht auf staatliche Verleihung zurückgeführt.

An seinem Bevormundungssystem brach der Staat zusammen. „Ich halte es für wichtig, die Fesseln zu zerbrechen, durch welche die Bureaukratie den Aufschwung der menschlichen Tätigkeit hemmt, jenen Geist der Sabstucht, des schmutzigen Vorteils, jener Anhänglichkeit ans Mechanische zu zerstören, die diese Regierungssystem beherrschen. Man muß die Nation daran gewöhnen, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und aus jenem Zustande der Kindheit herauszutreten, in denen eine immer unruhige, immer dienstfertige Regierung die Menschen halten will. Der Uebergang aus dem alten Zustand der Dinge in eine neue Ordnung der Dinge darf nicht zu hastig sein, und man muß die Menschen noch und nach an selbständiges Handeln gewöhnen, ehe man sie zu großen Versammlungen beruft und ihnen große Interessen zur Diskussion anvertraut.“

So vorsichtig abwägend schrieb Freiherr von Stein an Hardenberg. Stein war als „widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener“, um Neujahr 1807 vom Ministeramt entlassen worden; bei Gelegenheit des Tilsiter Friedens, zwang die Furcht vor Napoleon den preußischen König, einem Mat des Eroberers zu folgen und dem verhassten Reichsfürstentum die Leitung der Reste des preußischen Staates anzuvertrauen.

Der Minister fand schon bei seiner Ankunft in Memel, dem damaligen Sitz des Preußenkönigs, das von Theodor von Schön verfaßte Edikt vor, den erleichterten Sitz und

den freien Gebrauch des Grundeigentums sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend. Dies Edikt beseitigte die 13 Jahre vorher so kunstvoll kodifizierte Einteilung des Volkes in Adel, Bürger und Bauern und bestimmte, daß es nach dem Martinitage 1810 nur noch freie Leute geben sollte. Die kommunale Verselbständigung des preußischen Landvolkes wußten die Junker zwar zu hinterreiben, desgleichen die Verwirklichung des von Stein ausgesprochenen Gedankens der „Teilnahme der Nation an Gesetzgebung und Verwaltung“, zwei Postulate, die der als Retter ins Amt berufene Minister gleichfalls verwirklicht haben wollte. Eine Kommunalreform der Städte gelang aber immerhin. Einmal fühlte sich durch eine solche das Junkertum noch unmittelbar bedroht und dann hatte Napoleon auch den Absichten des Reformators vorgearbeitet, indem er in den von seinen Truppen besetzt gehaltenen preußischen Städten Bürgervertretungen ins Leben gerufen und ihren Vertrauensmännern an Stelle der staatlichen Bureaukratie die Verwaltung übertragen hatte. Recht hübsch kennzeichnet es den sittlichen Wert, den das Preußentum hatte, daß die Urheber der Reform den bürokratischen Bedenklichkeiten gegenüber bei den Beratungen in Königsberg darauf hinweisen mußte, daß der Fremde, der Landesfeind, den Bürgern des eroberten Landes mehr Vertrauen schenkte als die eigene Regierung.

Es verdient Anerkennung, daß die Männer, die damals in der allgemeinen Not, in welche das absolutistische Regiment das Volk gebracht hatte, auf Abhilfe sann, es nicht an zutreffenden Kennzeichnungen des Systems fehlen ließen, das bis dahin angeblich Preußen groß gemacht haben sollte und das nun in seiner kläglichen Verachtungswürdigkeit dastand. Der schon erwähnte Königsberger Stadtrat Frey hatte in der Begründung des „Konstitutionsentwurfs“ für die Städte u. a. folgende Sätze hineingebracht:

„Wir erwarten vergebens, daß der Gemeingeist der Engländer, Franzosen und anderer bei uns erwachen werde, wenn wir nicht dem Militär die Schranken anweisen, welche es in allen Ländern, wo Gemeingeist herrscht, nicht überschreiten darf. Solange das Militär nicht der allgemeinen Polizei und Justiz unterworfen ist, oder solange mit anderen Worten gegen das Militär gerade nur so viel Polizei und Justiz gehandhabt werden kann, als die Chefs aus gutem Willen gestatten, solange ist keine auf innere Ueberzeugung und öffentliche Sitten gegründete Verfassung denkbar . . . solange sind wir in der traurigen Alternative zwischen dem knechtischen Sinne, der das als Geschenk hinnimmt, was ihm als Rechtsteil gebührt, und der peinlichen Beklommenheit, welche das Bewußtsein erzeugt, daß unsere Ruhe von bloßer Willkür abhinge; und in beiden Fällen ist auf unbefangene öffentliche Tätigkeit nicht zu rechnen.“

An anderer Stelle sagt Frey:

„Das in der preußischen Staatsverwaltung allgemein herrschende Prinzip des Mißtrauens hat veranlaßt, daß Kontrolle über Kontrolle gehäuft und dieser auch die Angelegenheiten der Stadtgemeinde unterworfen wurden. Alles, auch die unbedeutendste Kleinigkeit mußte höheren Orts geprüft, alles von oben herab entschieden, alles von oben herab befohlen werden . . . Man befrage die Geschichte, und man wird die überzeugende Belehrung finden, daß alles Gute und Vortreffliche, welches entstanden war und noch vorhanden ist, in der eigenen und freien Verwaltung der Kommunalangelegenheiten sich gründete, weil jede Sache am besten geführt wurde, wenn sie ein Werk der Einsicht, des freien Willens und der bürgerlichen Eintracht war.“

Es ist zwar selbstverständlich, daß solche Gedanken der preussischen Staatsraison sehr stracks zuwiderliefen und daß der Mann, der sich derart äußerte, gleich dem ihm dorgelegten Minister binnen kurzem gebührend gemahnt wurde; aber vorläufig überzog bei dem König wie bei der ihn umgebenden Junkerengesellschaft das dunkle Gefühl, daß dem allgemeinen Jammer gegenüber etwas geschehen müsse, und man ließ den Minister von Stein daher vorläufig gewähren.

Nach unseren Begriffen ist die vom 8. November 1808 datierte preussische Städteordnung mit Schönheitsfehlern sonder Zahl behaftet; in die damalige Zeit bedeutete sie immerhin einen Fortschritt.

Sie teilt die Einwohner jeder Stadt in zwei Klassen, in Bürger und Schutzverwandte. Alle Ausnahmen des alten Systems, so die besonders organisierten Gemeinden von Franzosen, Pfälzern usw. werden aufgehoben. In jeder Stadt gibt es nur ein Bürgerrecht, und dieses Recht darf keinem unbescholtenen Menschen, der sich in der Stadt häuslich niedergelassen hat, versagt werden. Das Bürgerrecht wird allein durch den Magistrat nach dem Gutachten der Stadtverordneten erteilt; es verleiht die Befugnis zum Betrieb städtischer Gewerbe und zum Erwerb städtischen Grundbesitzes; Grundbesitzer und Gewerbetreibende sind mithin zur Erwerbung des Bürgerrechts gezwungen. Die Wahl der Stadtverordneten nach Ordnungen, Zünften und Korporationen wird aufgehoben; es nehmen an den Wahlen alle stimmberechtigten Bürger teil und es wirkt jeder lediglich als Mitglied der Stadtgemeinde ohne alle Beziehung auf Stand, Korporation und Sekte. Die Wahl der Stadtverordneten ist die einzige Funktion, die von der Gemeinde der stimmberechtigten Bürger selbst und unmittelbar ausgeht; sonst wird die Bürgerschaft in allen Angelegenheiten des Gemeinwesens durch die Stadtverordneten vertreten. Der Pferdefuß kommt zwar noch in der Bestimmung, daß diejenigen uneingesessenen Bürger von der aktiven Wahl ausgeschlossen sind, deren reines Einkommen in Städten über 10 000 Einwohner noch nicht 200 Taler, in anderen Städten noch nicht 150 Taler jährlich beträgt. Auch findet sich die Bestimmung in der Städteordnung von 1808, daß zwei Drittel der gewählten Stadtverordneten mit Häusern in der Stadt angeessen sein müssen. Doch ist zu bedenken, daß zu damaliger Zeit ein industrielles Proletariat noch kaum vorhanden war und der Hausbesitz als die natürliche Vorbedingung bürgerlicher Selbständigkeit galt.

Die Stadtverordneten wurden in geheimer Abstimmung gewählt; ihre Amtsdauer belief sich auf drei Jahre, jedoch mit der Maßgabe, daß alljährlich ein Drittel auszuscheiden hatte und durch Neuwahlen ersetzt werden mußte.

Die Uebernahme städtischer Ämter wurde für eine Ehrenpflicht eines jeden Bürgers erklärt; nur diejenigen Magistratsmitglieder sollten für ihre Amtsführung entschädigt werden, die ihre Zeit ganz dem Amt zu widmen hatten. Die Amtsdauer der unbesoldeten Magistratsmitglieder wie auch die des Bürgermeisters betrug sechs Jahre; bei dieser Bestimmung zeigte der absolute Polizeistaat seine Klaue, indem er festsetzte, daß die von den Stadtverordneten gewählten Magistratsmitglieder der Bestätigung durch die Provinzialbehörde bedürfen; die Oberbürgermeisterwahl in den großen Städten kommt dadurch zustande, daß die Stadtverordneten drei Kandidaten repräsentieren, von denen einer durch landesherrliche Bestätigung ernannt wird. Die Verfügung über das Vermögen, die Rechte und die Verbindlichkeiten der Stadt liegt in den Händen der Stadtverordnetenversammlung, deren ausführendes Organ der Magistrat ist, doch hat dieser in allen mit Administration ver-



andenen Angelegenheiten, soweit sie anhaltende Aufsicht und Kontrolle oder Mitwirkung an Ort und Stelle bedürfen, Deputationen heranzuziehen, die aus einzelnen oder wenigen Magistratsmitgliedern, dagegen größtenteils aus Stadtverordneten und Bürgern bestehen sollen, welche die Stadtverordnetenversammlung zu wählen und der Magistrat zu bestätigen hat. Dem Staate verbleibt das oberste Aufsichtsrecht, dessen Inhalt darin begrenzt ist, daß er die vorzulegenden Rechnungsextrakte oder die öffentlich anzulegenden Rechnungen der Städte über die Verwaltung ihres Gemeinvermögens einzieht, die Beschwerden einzelner Bürger oder ganzer Abteilungen über das Gemeinwesen entscheidet, neue Statuten bestätigt und zu den Wahlen der

Magistratsmitglieder die Genehmigung erteilt. Gericht und Polizei blieben den Städten entzogen; ein Zeichen, daß der Staat auch im drückendsten Gefühl seine Unwürdigkeit nicht vergaß, gegen wirkliche Selbstverwaltung der Bürger Wehr und Waffen in der Hand zu behalten. Nicht minder aber kann es als Zeichen wahrhaft preussischen Wesens gelten, daß Patrimonialpolizei und Patrimonialgerichtsbarkeit der Mittergüter bestehen blieben; diese bis 1819, jene bis zur Einführung der Kreisordnung von 1872 und in verkappter Gestalt heute noch.

Stein fiel einer jüngerlichen Intrigue zum Opfer. Er hatte an den in Berlin befindlichen Höfling Fürsten von Wittgenstein einen Brief gesandt, in welchem der Gedanke einer Volks-

erhebung im Königreich Westfalen erwogen worden war. Der Kurier, der diesen Brief überbrachte, wurde in dem Augenblick, da er Berlin verlassen wollte, verhaftet, der Brief beschlagnahmt und am 9. September 1808 zu Paris im amtlichen Moniteur veröffentlicht. Auf Napoleons Anweisung hin entließ der preussische König den Minister, der sodann, vom Franzosenkaiser geächtet, nach Oesterreich und Rußland ging, um von dort aus gegen den Erbkönig tätig zu sein. Es steht fest, daß die jüngerlichen Feinde des Reformators von Königsberg aus den französischen Marschall Davoust auf die besondere Mission des Steinischen Kuriers aufmerksam machten und so für ihr Teil ihn zu Fall brachten. (Zweiter Teil)

## Topsy.

Von Wladimir Pettschew. Autorisierte Uebersetzung von Roda Roda.

David Faganstine, Generalagent, Pfandleiher und, weiß Gott, was noch alles, saß in seinem Bureau zu Kimberley auf und ab. Er gestikulirte lebhaft. Sein Gesicht war in düstere Falten gelegt und zeugte von intensiver Denkarbeit. Lung-Tsching, der Chinese, stand an der Thür und beobachtete die Aufregung Mr. Faganstines mit einem verschmitzten Mongolenlächeln.

Es war auch keine Kleinigkeit: Lung-Tsching hatte dem Agenten einen Vorschlag gemacht, der viel Geld einbringen, ihn aber auch in die Hände des Staatsanwalts liefern konnte. Es handelte sich um I. D. B. — „Meist Diamond Buying“, das heißt unerlaubten Diamantenverkauf — Verkauf gestohlener, ungeschliffener, von den Minenarbeitern heimlich beiseite geschaffter Diamanten. Dieses Geschäft wird in Kimberley jederzeit schwunghaft betrieben. Dem, der sich erwischen läßt, bringt es einige Jahre Zuchthaus ein. Um so raffinierter sind die Schliche, mit denen man die Aufseher zu täuschen sucht.

Der Chinese hatte sich einen besonders schlanen, ganz und gar neuen Kniff ausgedacht. „Wie soll also die Sache vor sich gehen?“ fragte Faganstine.

„Ganz einfach, Sir. Sehen Sie den Hund an“ — er deutete auf ein chinesisches Windspiel — „er heißt Topsy und besitzt eine Verrücke.“ Der Chinese zog aus seiner Tasche ein Fell, das er dem Hunde über den Kopf zog, so daß aus dem nackten Windspiel ein dicht behaarter Kafferrücker wurde. „In diese Verrücke sind Täschchen für Steine eingenäht. Jimmy, der Kaffer, nimmt Topsy in die De Beers-Minen mit, arbeitet dort einen Monat und kommt dann wieder heraus. Kein Mensch wird den Hund untersuchen.“

„Und was soll das kosten?“

„Geben Sie mir für den Hund 50 Pfund und die Hälfte des Gewinnes.“

„In Steinen?“

„Nein, in bar.“

Man feilschte hin und her, dann war das Geschäft gemacht.

Am nächsten Tag brachte ein Agent der De Beers-Minen in den Compound\*) einen Kaffer, der Arbeit suchte. Der Kaffer war von einem kleinen zottigen Hund begleitet, wie die meisten dieser Leute. Man nahm das Paar sofort auf, denn Arbeiter braucht man immer.

Der Aufseher erklärte dem Kaffer, was er abzuliefern habe. Die Fördergefäße hatten blane Erde aus der Tiefe hinaufgebracht, sie lag ausgebreitet da. Jimmy begann sie durchzuwühlen, um daraus die wertvollen Steine, die

wie Kiesel aussehen, hervorzufischen. Er stellte sich sehr dünn an. Jeden Augenblick lief er zum Aufseher und hielt ihm ein wertloses Stück hin, um zu fragen, ob es nicht ein Diamant sei. Der Aufseher ärgerte sich über den dummen Kaffer und schenkte ihm keine Beachtung mehr, da er überzeugt war, daß Jimmy nie einen Diamanten finden werde.

Topsy, dem zottigen, schien sein Doppelspiel unbequem zu sein. Er rieb sich faust an den nackten Beinen Jimmy's, und als der Aufseher wieder einmal recht weit weg war, tat Jimmy, als suchte er seinem Intimus Mitbewohner aus dem Fell. Ganz unauffällig. Aber der Wert Topsy's war rasch um zwanzig Pfund gestiegen. Als der Gong und der laute Ruf des Aufsehers „Tschalle!“ die Mittagspause verkündeten, da konnten Faganstine und Kompanie mit dem Ergebnis zufrieden sein.

Freilich — jeden Tag war Jimmy nicht so glücklich wie am ersten. Und einige Steine mußte er dem Aufseher immerhin abliefern, um nicht davongefagt zu werden. Nach Verkauf eines Monats aber hatte er doch schon eine ganz nette Menge Diamanten beisammen und kündigte dem Aufseher die Arbeit.

Man brachte ihn in einen abgeforderten Mann, gab ihm Rizinusöl ein, damit er etwa verschluckte Diamanten wieder von sich gebe, und ließ ihn am nächsten Tag laufen.

Jimmy und Topsy waren also frei und ihr erster Weg war zu Lung-Tsching.

Der Chinese lohnte den Kaffer ab und brachte den Hund dem Vertrag gemäß zu Faganstine. Der Agent besüßte das Fell von allen Seiten und spürte deutlich die harten Steine durch. Er schmunzelte befriedigt. Nun war sein einziger Gedanke, wie er es aufstellen sollte, den Chinesen um die vereinbarte Hälfte des Gewinnes zu pressen. Er zog dem Tier das Fell ab, leerte die Taschen aus, brachte eine Waage herbei, wog sorgfältig jeden Stein ab und schrieb das Gewicht auf. Dann rechnete und rechnete er, und es währte sehr lange, bis er herausbrachte, daß die Steine ungefähr 5000 Pfund (100 000 Mark) wert seien.

„Gm — hm“, sagte er dem Chinesen, der ihm mit harmlosem Gesicht zusah. „Ich hatte auf ein besseres Geschäft gehofft.“

„Die Steine sind 6000 Pfund wert.“

„Unsinn.“

Es gab einen langen hitzigen Wortwechsel. Schließlich zahlte Faganstine dem Chinesen zweitausend Pfund in Form eines Schecks an die Kimberleybank.

Lung-Tsching steckte den Scheck ein. „Uebrigens, Mr. Faganstine“, sagte er, „ich war eben drüben im Speisehaus von Buller. Man sprach dort davon, Ihr triebet I. D. B. Auch

dieser Mr. Parker, der große Mann mit dem glattkahlten Gesicht, war dabei.“

„Der Detektive?“ fragte Faganstine und erblähte.

„Ich weiß nicht, ob er Detektive ist oder nicht. Aber nehmt Euch in acht, daß man nicht Haussuchung bei Euch hält und Euch erwischt. Nun, Ihr habt ja ein gutes Versteck“, und Lung-Tsching streifte mit einem Wink Topsy, der ruhig in einer Ecke des Zimmers lag. „Also, lebt wohl, Mr. Faganstine.“

Als Lung-Tsching gegangen war, entwißte Faganstine eine lieberhabte Laune. Erst kamen die Steine aus der Tischlade heraus und verschwanden nach und nach wieder in Topsy's Fell. Dann aber öffnete Faganstine eine stählerne Kaffette und entnahm ihr rohe Diamanten, die aus einer anderen Bezugsquelle stammten. Auch diese bekam Topsy zu tragen.

Als alles geschehen war, atmete er auf und legte sich beruhigt schlafen.

Am anderen Mittag trat Faganstine wie immer in Buller's Speisehaus, um dort zu früh stücken. Hinter ihm wanderte Topsy.

Um den Schanktisch standen wie gewöhnlich die Gäste. Da war Samuel Verin, der Tabakhändler, Mr. Parker und noch drei oder vier andere.

„Was habt Ihr mir für einen häßlichen Hund mit, Faganstine?“ fragte Verin. „Das ist ja ein Kafferrücker.“

„Er ist mir zugekauft“, antwortete Faganstine und betrachtete liebevoll das zottige Tier: „er hat nichts zu fressen gehabt.“

Parker würfelte eben mit seinem Nachbar um den nächsten Trunk.

Das Gespräch drehte sich um Tagesneuigkeiten, um die Kurse, die Ausbeute der De Beers-Minen und um ein paar Einbrüche und Raubankfälle.

Plötzlich erkönte draußen ein durchdringender Pfiff. Topsy sprang auf, schoß pfeilschnell hinaus und lief auf einen Chinesen zu, der alsbald hinter der nächsten Ecke verschwand.

„Der Hund, mein Hund!“ schrie Faganstine, warf zwei Stühle um, zerbrach ein Glas, raunte einen eben aufstehenden Gast über den Haufen und eilte, so rasch ihn seine kurzen Beine trugen, in der Richtung fort, in der er den Chinesen hatte verschwinden sehen.

Umfonst, er fand niemand mehr.

Da lief er zurück nach der Bank. Außer Atem langte er an und fragte, ob ein Chinese heute einen Scheck auf zweitausend Pfund sich habe auszahlen lassen.

„Ja“, hieß es, „vor zwei Stunden.“

Da ächzte Faganstine verzweiflungsvoll auf und raupte gebrochen seiner Wohnung zu. — Topsy, Jimmy und Lung-Tsching aber hat seit der Zeit kein Mensch mehr in Kimberley gesehen.

\*) Abgeschlossener und scharf bewachter Wohnplatz der Arbeiter, den während der Dauer des Arbeitsvertrages niemand verlassen darf.

\*) Kafferisch = auseinander.



## Zwei Lieder im Volkston.\*

Hochzeit.

Es geht ein heller Jubel aus  
Vom vierten Stock im Hinterhaus;  
Sie hatten eine Hochzeit da,  
Und eine Ziehharmonika  
Die macht dazu wiederwil,  
Die quäl wät wät Musik.

Es wollt der Pfarrer am Altar  
Seut trauen nicht das junge Paar,  
Weil es schon hat ein Kind, ha, ha,  
So sagt die Ziehharmonika  
Und macht dazu wiederwil,  
Die quäl wät wät Musik.

Das Hochzeitspaar denkt ohne Scheu:  
Dass in der Eh' bleibt Lieb und Treu.  
Macht nicht des Pfarrers Segen. Ja,  
Sagt auch die Ziehharmonika.  
Die macht dazu wiederwil,  
Die quäl wät wät Musik.

Sein Segen gilt da grad soviel,  
Als springt man über'n Besenstiel,  
Man sieht's bei bess'ren Leuten; ha,  
Lacht hell die Ziehharmonika  
Und macht dazu wiederwil,  
Die quäl wät wät Musik.

Die Geige.

Das Mädchen sprach zum Fiedelmann:  
„Ei, Spielmann, Spielmann, hör mich an,  
Ei, Spielmann, Spielmann, hör und geh,  
Versteckt die Geige unterm Klee,  
Damit das Ding nicht sehen kann,  
Wenn wir uns tun was Liebes an.“

Die Geige geht von Tanz zu Tanz,  
Und da erzählt sie Gret und Hans,  
Erzählet allen Leuten da,  
Vor allem, was bei uns geschah,  
Und höret nimmer auf und schweigt,  
Bis jeder Finger auf uns zeigt.

Die Geige tut, als wenn sie wüsst,  
Wie recht man herzet sich und küsst,  
Und ist dem Kontrabaß doch gut,  
Der brummt, wenn sie recht zärtlich tut,  
Warst du wie er, hör, was ich sag,  
Ich gäb dir keinen guten Tag.“

Wilhelm Schulz.

**Christoph Bohms Ferkelkauf.** Mutter Bohm hob gerade ihren Kaffeelempen, den sie mit beiden Händen umspannen mußte, zum Munde, als sich die Gardine des Alkovens bewegte und ein nacktes Bein zum Vorschein kam.

„Aha!“ sagte Frau Bohm und nickte.

Und sie nickte zum zweiten Male, als sich die Gardine nach einigen zwecklosen Bewegungen nun auch oben auseinanderlat und ein rotes, wüßtes Gesicht in dem Spalt erschien.

„Brost Mahlzeit!“ sagte Frau Bohm. „Wann Du heimgekommen bist, weiß ich nicht.“

Christoph Bohm fuhr in die Hofen; er überhörte die Frage. Er schlurfte mit einem Pantoffel zur Spiegelwand, wo der Kalender hing und suchte dort anscheinend sehr eifrig mit den Augen herum: „Heut ist Viehmarkt.“

„Schämen würd' ich mich!“ Frau Bohm sagte es über ihren Stumpen hinweg.

„Wir müssen ein frisches Ferkel haben, Mutting. Es is die höchste Zeit.“ Er beifste sich mit seinem Anzug.

„Als es zwei schlug, warst Du noch nicht da.“

„Die Ferkel werden mit jedem Markt teurer. Es hilft nichts, Mutting, ich muß in die Stadt. Ein neues Kopftuch brauchst Du auch.“

„Mich übertölpelst Du nicht, Christoph. Mein Kopftuch ist gut genug.“

„Brauchen wir ein Ferkel oder brauchen wir Feins?“

„Wir brauchen's schon lange. Aber war es Dir nicht immer zu weit in die Stadt?“

„Seut ist's mir just nicht zu weit.“

„Graben auf dem Acker lät Dir besser.“

\* Aus: Wilhelm Schulz „Der bunte Kranz“, (München, Albert Langen). Das von dem bekannten Simplicissimuszeichner und -dichter verfaßte, reich illustrierte Gedichtbüchlein ist Freunden einer volkstümlichen Lyrik, von der die beiden ausgewählten Stücke gute Proben geben, sehr zu empfehlen.

Christoph Bohm hatte seinen ganzen roten Kopf in der Waschlöffel und hörte also nichts.

Frau Bohm antlammerte ihren Stumpen: „Die Männer . . .“ Ein Seufzer.

Ihre Mann trocknete sich mit vielem Geräusch ab: „Sie werden auf zwölf bis fünfzehn stehen. Ich will sehen, daß es billig wird.“

„Drei Gasthäuser sind an der Straße.“

„Wenn Du mir zur Vorsicht zwanzig Markt mitgeben wolltest, Mutting . . . Sie steigen von Markt zu Markt.“

„Hältst Du mich für dumm, Christoph?“

Nein, so vermessen war Christoph wahrhaftig nicht. Er seufzte nur: „Die Weiber . . .“

Sie einigten sich auf sieben Markt. Eine Viertelstunde später stand Christoph in der Haustür und sagte: „So um Staffezeit bin ich wieder da.“

„Vergiß es nicht. Sonst . . .“

Christoph schenkte seiner Frau die Mede, schloß die Tür, schwang vergnügt den Stock und pffif sich eins. Bis zur Marktstadt waren zwei Stunden. Da konnte er den heißen Kopf ordentlich auskühlen. Der Frühlingstag war frisch und hell; über die jungen Saaten strich ein leiser Wind, und oben in der Sonnenhelle trillerten die Lerchen.

Dann kam der Wald, ein kleiner Hügelwald, und gleich dahinter lag das erste Wirtshaus. Christoph sah nach der anderen Seite und ging vorbei. Beim zweiten hätte er es beinahe ebenso gemacht. Aber hier liefen mehrere Straßen zusammen; das Gasthaus saß voll von guten Bekannten. Die meisten waren schon zurück vom Markt; der Wirt hatte alle Ställe voll von Kälbern, Ziegen, Ferkeln, die seinen Gästen gehörten. Ka' guten Tag muß man sagen, und ein Glas im Stehen wird die Kehle weiter nicht übernehmen. Christoph schüttelte einem Duzend Bekannten die Hände: „Sind eben in ich mich nicht. Ich hab's meiner Alten versprochen: um die Staffezeit bin ich wieder daheim. Außerdem: wenn ich zurückkomme aus der Stadt und Ihr seid noch da, können wir schnell noch eins anstoßen.“

Sie lachten und protestierten; gleich gingen sie nach Haus, und er folte nur lieber gleich . . . Einer mischte schon die Karten.

„Nein.“ Christoph riß sich los.

Ein wunderbares Hochgefühl schwellte seine Brust, als er seines Weges weiterging. Es war schön, stark zu sein gegen sich selbst. Das dritte Wirtshaus sah er gar nicht an. „O Mutting, Mutting, wie wirst Du Dich wundern, wenn ich um Staffezeit mit meinem Ferkel aufspaziert komme. Die Mede wird's Dir verschlagen, die schöne Mede, auf die Du jetzt schon hinst!“ Christoph lachte triumphierend vor sich hin.

Alles ging gut in der Stadt. Christoph kaufte ein feines Ferkel für zwölf Markt, als eine Kleinigkeit und war kurz nach der Mittagzeit schon wieder vorm Tor auf dem Heimweg. „O Mutting, Mutting, wie wirst Du Dich wundern!“ Christoph wunderte sich fortgesetzt.

Als er zum Wirtshaus an der Straßenkreuzung kam. Natürlich sahen sie noch alle da, hatten schon gerötelte Köpfe, spielten Karten, tranken und ließen einen Musikautomaten dudeln. Es ging sehr lustig zu. Christoph nahm wieder „nur eins im Stehen“. Die anderen steckten die Köpfe zusammen, flüsterten miteinander, lachten, schlugen sich auf die Knie vor Vergnügen — und dann stand der Wirt vom Kartenspiel auf, sagte, er müsse Christophs Ferkel füttern, und dieser solle ihn beim Spiel für den Augenblick vertreten.

Christoph wollte erst nicht. Aber dann drückten und zogen sie ihn auf den Stuhl.

Wenn Christoph Bohm sah, dann sah er.

Aber als der Wirt die Holzzeitung ansagte, wollte er's nicht glauben und schrieb den anderen ins Gesicht, daß er zur Kaffeezeit daheim sein wolle. Ueberhaupt: wer ihnen hier zu befehlen habe, ob sie seine ruhigen Staatsbürger seien und so weiter. Er schlug auch öfter auf den Tisch dabei.

Aber das nützte nichts. Der Wirt drängte alle vor die Tür, gab ihnen im Dunkeln — es war eine finstere Nacht — je einen Strick in die Hand und ließ Christoph Bohm zuerst abmarschieren. Er hörte sie noch eine ganze Weile lachen. Christoph schimpfte vor sich hin; er hatte ein unbestimmtes Gefühl, als ob sie sich über ihn lustig machten. Außerdem ärgerte er sich, weil Mutting Bohm nun doch ihre Mede halten würde. Und drittens reizte ihn das Vieh da am Strick. Heute Mittag war's so ruhig gegangen, aber jetzt war es wohl ganz wild geworden. Bald bockte es hinten, daß er es mit Gewalt weiterziehen mußte; dann trabte es in solchen Sprüngen vorwärts, daß er laufen mußte und über seine eigenen Füße stolperte. Das ging so eine Stunde lang. Aber heim-kam er doch. Hundemüde, schmutzig und im Schweiß.

Es war noch Licht in der Stube. Mutting Bohm wartete. Mit zusammengekniffenem Gesicht, wie er von außen sehen konnte.

„Ein feines Tier, Mutter! Und billig! Sechzig Markt!“ Die Speien hatte er dazu geschlagen. „Zog mit aller Macht an dem Strick. „Will den Vieh nicht 'rein?“

Endlich kam es doch.

„Christoph!“

Ja, was war denn das? Christoph Bohm ganz verblödet auf das Tier.

Er hatte einen jungen Ziegenbock am Strick. Und nun kam eine Mede, wie sie Mutting Bohm in ihrer zwanzigjährigen Ehe so noch nie geliebt hatte. —

h. u.

**Ein neuer Erfolg in der Blumentreiberei.** Vor einem Jahrzehnt waren Wärme und Feuchtigkeit die einzigen Hilfsmittel des Gärtners bei der künstlichen Hervorbringung von Blumen im Winter. Damal wurde ein Verfahren bekannt, welches imstand setzte, bei manchen Treibpflanzen innerhalb kürzerer Zeit ein besseres Resultat zu erzielen als seither. Dieses Verfahren wurde das Netherverfahren genannt; es beruht darauf, daß die geeigneten Treibpflanzen vor Beginn der Treiberei den Einwirkungen von Netherdämpfen ausgesetzt werden. Diese Dämpfe veranlassen eine Umwandlung der Stoffe im Innern der Pflanze, so daß ihre Blüthen schneller und williger erscheinen.

Das Netherverfahren hat in den Treibgärten ein schnell Eingang gefunden und ist jetzt ziemlich allgemein verbreitet. Anwendbar ist diese Behandlung aber nur bei bestimmten Treibpflanzen, z. B. bei Gladiolen. Nun ist neuerdings ein Verfahren bekannt geworden, das geeignet erscheint, die Netherbehandlung wesentlich einzuschränken. Die neueste Mittel nennt man die Warmwasserbehandlung; es besteht darin, daß die zur Treiberei bestimmten Pflanzen kurz vor Beginn des Treibens eine bestimmte Zeit in warmes Wasser getaucht werden. Der Erfolg ist bei richtiger Anwendung ein ganz überraschender. Wie nach dem Netherisieren, so erscheinen auch nach der Warmwasserbehandlung die Blumen schneller und leichter als bei jenen Pflanzen, die nach der alten Methode behandelt werden. Dem Netherisieren gegenüber hat die Warmwasserbehandlung den Vorzug der Billigkeit und der Ungefährlichkeit.

Besonders günstige Erfolge hat die Warmwasserbehandlung mit der Warmwasserbehandlung gemischt mit dem Netherisieren der Maiblumen hat man bisher wenig Glück gehabt, man wird für die Folge bei dieser Pflanze lediglich die Warmwasserbehandlung anzuwenden. Aber auch beim Gladiolen haben Versuche mit der Warmwasserbehandlung günstige Resultate gezeitigt. Solche Versuche sind im letzten Herbst in Dresden am Botanischen Garten gemacht worden, und die Erfolge sind derart ermunternd, daß im kommenden Herbst gewiß in manchen Treibereien diese neue Methode eingeführt werden wird. h. u.

**Das Verständnis für die Bildungsweise der Gesteine** ist eine Hauptaufgabe der Erdgeschichte. In dasjenige nicht leicht ist und gerade entgegengegangenen Denklagen erfahren hat, beweisen die beiden in der Folge einander sich befehdenden Schulen der Neptunisten und Vulkanisten, von denen die erstere alle Gesteine aus dem Wasser sich absetzen, die letzteren sie durch Schmelzung entstehen lassen. Als so erwünschter müssen daher Fingerzeige anzuwenden, welche uns dann und wann die Gesteine selbst geben. Der Darwin befreundete verstorbenen englische Geologe Charles Lyell teilt in seinem Hauptwerke „Grundzüge der Geologie“ folgendes Wortwort mit: In verschiedenen Teilen der Grafschaft Antrim im Norden Irlands wird die Kreide von Basaltgängen durchsetzt. Da, wo der Basalt die Kreide durchdringt, ist dieselbe, jedenfalls durch die vom Basalt ausströmende Glut, zunächst in einen dunkelbraunen kristallinen Kalkstein umgewandelt, etwas weiter von der Berührungssfläche ab ist der Zustand der umgewandelten Kreide zuckerartig, dann feinkörnig und sandig; hierauf folgt eine dichte, porzellanartige Umwandlungsstufe von bläulich-grauer, gegen den endlichen allmählichen Uebergang in die unveränderte gebliebene Kreide zuletzt gelblicher Farbe. Wenn es nun wohl nicht zu bezweifeln ist, daß der Basalt ein vulkanisches Produkt ist und derselbe in dem geschilderten Falle die Kreideschichten in geschmolzenem Zustande durchbrochen hat, so sehen wir hier, wie die Gesteine in ihren verschiedenen Abstufungen die weiße, weiche, erdige Kreide in Gesteine von abgestuftester Beschaffenheit umwandelt. Lyell hebt dabei noch hervor, daß die kleinen Kalkschälchen, aus denen die Kreide bekanntlich oft größtenteils besteht, durch die Umwandlung spurlos verwischt sind. h. u.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**